

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mitteilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 23, 8. Juni 1844

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Dreihunter Jahrgang.

N^o 23.

Sonntag, den 8. Juni.

1844.

Die Gräfin von Sainte-Anille.

(Aus dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

»Habe ich die Ehre, Herrn Dupin zu sprechen, Kaufmann in Sammt und Seidenstoffen?«

»Das bin ich, mein Herr!«

»Wohlan denn, Herr Dupin, im Namen des Königs unseres Herrn fordere ich Sie auf mir sofort die Wohnung der hochgeborenen Frau, Frau Gräfin von Sainte-Anille zu zeigen.«

Da wars als hätte ein Blitzstrahl Herrn Dupin getroffen. Er zitterte, obgleich er Nichts von dem begriff, was vorging. Ihm wurde bange für seine Hausgenossin, indeß mußte er gehorchen, und nachdem er die Thüre zur Wohnung der Gräfin gezeigt hatte, wollte er sich entfernen, allein der Exempt hielt ihn auf.

»Ich, Lehour, Exempt der Prevoté de l'Hotel,« sagte er, »requisite Sie, Herr Dupin, mir zu folgen und Zeuge zu sein von dem, was Sie sehen und hören werden.«

Das diente eben nicht, ihn zu beruhigen; allein er mußte bleiben. Der Diener, welcher die Thüre öffnete, wurde abgeschickt seine Gebieterin zu benachrichtigen. Sie war gerade allein, denn ihre Tochter sollte bis zur Hochzeit im Kloster bleiben, und ihr Sohn war vor zwei Tagen abgereiset, um seiner Braut bis Orleans entgegen zu gehen, wohin zwei oder drei Grands von Spanien, ihre Verwandte sie begleitet hatten; er wurde erst am folgenden Tage gegen Abend zurück erwartet.

Die Gräfin erschien mit vornehmen Anstande und ruhiger Miene. Der Kaufmann suchte in ihrem Gesichte zu lesen, welchen Eindruck diese Begebenheit auf sie mache, aber er bemerkte nur eine kalte und stolze Neugierde. Dennoch konnte die Sache sie wohl beunruhigen, denn Hr. Lehour übergab ihr eine Lettre de Cachet, worin es hieß, daß Sr. Majestät der König in Folge allerhöchster Unzufriedenheit dem Exempten Lehour befohlen habe, sich nach Paris zu begeben und daselbst in der Straße des Bourdonnais, im Hause Dupin's, Kaufmanns in Sammt und Seidenwaaren, die hochgeborene Frau, Frau Gräfin von Sainte-Anille zu verhaften, und dieselbe ohne sie zu verlassen, oder ihr zu gestatten, daß sie mehr als das Nothwendigste in einem kleinen Mantelsack mitnehme, in einer Postkaise ohne Aufenthalt auf dem Wege nach Lyon und dem Rhone bis auf das Schloß von Syeres zu begleiten.

»Javote,« sagte die Gräfin ruhig, nachdem sie ihrer Kammerfrau geklingelt hatte, »der König erlaubt mir nur einen Mantelsack! Packe nur die nöthigste Wäsche ein; das Uebrige mögen meine Kinder mir nachschicken; sie können ja bei meinen Cousinen, der Herzogin von Polognac und den Gräfinnen von Polastron und Balby sich weiter erkundigen. Es thut mir leid, Hr. Dupin, daß man Sie beunruhigt hat; mein Sohn wird morgen wieder da sein und meine Schuld berichtigen.«

»Ach gnädige Frau,« sagte der Kaufmann ganz gerührt, »denken Sie doch nicht an mich. Sagen Sie lieber, womit ich Ihnen dienen kann. — Ich bin ja ganz ruhig, denn ich bin ja gedeckt. Die Stoffe sind freilich noch nicht bezahlt; die wird also Ihr Herr Sohn bezahlen?«



»Meinen Sie, daß er Umstände machen wird? Da kennen Sie ihn nicht. — Indes, man rufe Hrn. Brocard.«

Der kam und die Gräfin trug ihn auf, ihren Sohn von der Nichtigkeit der Ansprüche des Hrn. Dupin zu unterrichten.

Nun bemerkte der Exempt, daß es Zeit sei, abzureisen. Da schien doch die Dame etwas bewegt; sie fing an zu zittern. Hr. Brocard erbot sich, sie bis Tages Anbruch zu begleiten. Das wurde dankbar angenommen; der Mantelsack war gepackt und man setzte sich in Bewegung. Hr. Dupin reichte seiner erhabenen und standhaften Hausgenossin den Arm, sie zu führen, er brannte vor Begierde sie auszufragen, aber die Gegenwart des Exempts ließ das nicht zu. Man war am Wagen, die Gräfin stieg ein, der Postillon klatschte, der Exempt rief: »nach Lyon!« und dahin brausten die vier Rosse wie ein Sturmwind.

Es war zu spät geworden, um sich noch niederzuliegen; im ganzen Hause des Hrn. Dupin wurde in dieser Nacht kein Auge geschlossen. Die Familie desselben erschöpfte sich in Vermuthungen über diese Ugnade. Sollte die auch auf die Rathsherrnstelle und den Orden Einfluß haben? Die Gräfin hatte darüber Nichts gesagt. Morgen, meinte man, würden der Intendant oder der Sohn doch gewiß einige Auskunft erteilen. Unterdeß sprach man von Despotismus mit der Wärme eines Philosophen damaliger Zeit, und man fluchte ganz offen der Gewalt, die sich von der Bosheit gebrauchen lasse, die Tugend zu verfolgen.

(Schluß folgt.)

Einige Fragen und Bedenken

an die Schrift »der Bühnen-Vorstand«, von Ferdinand von Sall, G. D. Hoftheater-Intendanten.

(Fortsetzung aus N^o 17.)

Nicht um Kleinigkeiten soll hier der wohlmeinende Autor dicanirt werden und darum wird Alles übergangen, was minder erhebliche Anstößel verdient. Zu übergehen ist aber doch nicht S. 4. »für den großen Haufen todten Reichs der Phantasie —« Mit dem Worte großer Haufen pflegt man die Menge der Ungebildeten niedern Standes, die Ununterrichteten zu verstehen und so scheint es auch hier verstanden zu sein. Dem großen Haufen kann man allerdings sehr Vieles absprechen, namentlich die Bildung, die ein Urtheil über ein Kunstwerk erfordert. Unter allen freien Gaben der Natur ist aber gewiß die Phantasie an keinen Stand, keine Lebensweise und keinen Grad der Geistesbildung gebunden, und es scheint daher, wenn nicht eine Ungerechtigkeit, doch ein Mißverständnis,

den großen Haufen für das Reich der Phantasie todt zu nennen. Die Geistesbildung, die der Phantasie Nahrung giebt, oder ihre edlere Richtung bestimmt, ist weder die Phantasie selbst noch das Leben derselben. Der Ungebildete, Roheste hat oft die lebhafteste Phantasie und ist dem Reichs derselben nichts weniger als todt. Grade der Mann des großen Haufens ist es, der der theatralischen Darstellung des dramatischen Gedichtes bedarf, da es ohne dieselbe für ihn gar nicht da wäre; während der Lesende der ästhetischen Schule wenig Phantasie bedarf, sich in die Situationen und Personen des Dichters zu versetzen und das Gedicht vollkommen zu genießen. Ist aber mit dem Worte »großer Haufen« die Menge der Unverständigen, Ungebildeten und Dummen aller Stände gemeint, so ist ja von diesen nie und nirgends die Rede.

Noch bedenklicher ist es S. 4 mit dem Ausspruche: »Der Gedanke ist das, was den Menschen charakterisirt« u. u. Dieser Irrthum ist ganz zeitgemäß und charakterisirt die heutigen Dichter und Schönredner als characterlos, mit wenigen Ausnahmen. Der Gedanke oder die Meinung berichtigt sich von Zeit zu Zeit und ist gerade das, was der Character nicht sein soll: schwankend. Der großen Wahrheiten, die man auch wohl Gedanken nennt, giebt es nur wenige und ihr Prüfstein ist die Zeit. Das Denken erhebt und kräftigt den Geist, wenn es rechter Art ist, steht aber zum Character in einer ganz andern Beziehung. Die Gesinnung ist das, was den Menschen charakterisirt, was ihn über den Wechsel erhebt und über die Zeit und ihr Schwanken. Die Gesinnung ist das Dauernde, ist der Kern des Menschen, die Gedanken sind die Blüten, reizend und duftend oder garstig und stinkend, aber immer welkend, bis auf die seltenen Immortellen.

Ferner: »und das Wort ist die Form, durch welche der Geist sich geltend macht.« D nein! Der Geist macht sich durch den Gedanken geltend, das Wort ist aber der Träger des Gedankens. Form ist im Gegensatz der Substanz das wesentliche Sein. Der Gedanke ist hier die Form, das Wort bringt ihn zu Tage. Das Wort ist darum nicht gleichgültig, ist aber eben so wenig die Form, wie das Werkzeug das Werk selbst ist. »Indem so das Wort der geistigste Stoff ist (mindestens unverständlich) erreicht die Kunst in der Poesie ihre höchste Vollendung.« Das Wort Kunst ist hier im weiteren Sinne genommen, scheint es, wo es die anderen edleren Künste, Malerei, Musik, Plastik mit begreift, aber doch auch im engeren Sinne, wo es mechanische Künste u. u. ausschließt. Die Kunst im Allgemeinen, die edlere, soll demnach ihre höchste Vollendung in einer der Künste, in der Poesie, erreichen? ein Gedicht den Rang vor Rafael's Transfiguration behaupten, weil »das Wort der geistigste Stoff« ist und Farben und Leinwand keinen Geist haben? Das läßt sich doch nicht vertheidigen. Auf der Höhe dieser Kunst (der Poesie) steht das Drama.« — Man ist doch

nicht ganz gerecht, ganz unparteiisch, wenn man, aus Vorliebe zu seinem äußern oder innern Beruf, dem Drama einen höhern Werth als jeder andern poetischen Form vindicirt, die doch auch das Wort als geistigsten Stoff zu dem andern hat. Der poetische Werth liegt hier ja nicht in der Verschiedenheit der Form und diese giebt dem besten Drama nicht einen höhern Werth, als der Ilias oder der divina Comedia zugestanden wird. — »Die dramatische Darstellung, als Verwirklicherin der höchsten Gattung der Poesie« was heißt das? Ist denn das Gedicht nicht an sich wirklich? Kann die Darstellung, wenn auch in gewissem Sinne »den lebendigen Leib,« doch die Wirklichkeit geben? Eben so wenig kann »die Schauspielkunst die geistigen Gestalten der Poesie — zu einer klaren Erkenntniß bringen.« Ist denn die Erkenntniß vom Auge und Ohr abhängig? und muß es denn »Beschränktheit oder böser Wille« sein, der der Schauspielkunst die ihr hier beigelegte Bedeutung verweigert? Und ist denn auch wahr, daß »die künstlerische die allein wahre Form« ist? daß der hier aufgestellte der »allein richtige Gesichtspunkt« ist? Diese Gedanken sind es wahrlich nicht, die den Herrn Verfasser charakterisiren.

Die Unvorsichtigkeit wird aber S. 6 noch ganz persönlich angreifend: »die Bühnenvorstände. Wie wenige (vielleicht kein Einziger) stehen in diesem Augenblick, in Deutschland, auf der Stufe der geistigen Bildung, welche sie fähig macht, einem großen, schwierig zu leitenden Kunstinstitut würdig vorzustehn.« Wenn auch der Herr Verfasser mit Theaterdichtern in Verbindung steht, die in gelesebenen Zeitblättern seinen Namen nennen und mit ihm einstimmen oder hervorheben, daß wie in Oldenburg, so bei jedem Theater ein Dramaturg angestellt sein sollte, so wird doch nicht Jeder den hier aufgestellten als den »allein richtigen Gesichtspunkt« gelten lassen können und die vielen hart und direct Angegriffenen, die Herren Künstler in München und wer diese Theaterintendanten alle sind, haben sie nicht alle mehr oder weniger ein wohl begründetes Recht, den Angriff zurück zu weisen? und darf man sie schelten, wenn sie es nicht auf sanfte, nicht auf höfliche Weise thun?

(Fortsetzung folgt.)

Das Mäßigkeitsfest in Dreibergen.

Ich mag nicht zu einem Feste, wo die Mäßigkeit ihre Fahnen aushängt, und es doch Haarbentel die Hülle und Fülle giebt, sagte ich zu meinem Freunde dem Doctor welcher ganz meiner Meinung war. Wir liefen uns doch von dem Hauptmann bewegen, führen hin und kamen ganz bekehrt wieder.

Wir langten gerade an, als das Fest mit dem Choralgesang begann; Selig der Mäßigkeits-Apostel sprach tief ergreifende Worte, er zeigte uns Bilder der Trunkenheit, welche Hogarth's Pinsel nicht besser darstellen konnte. Dennoch gingen die Ammerländer nicht in's Feuer, so viele Mühe sich auch mehrere Mäßigkeitsfreunde gaben; allein ich bin fest davon überzeugt, daß dieses Fest wohlthätig für das Ammerland nachwirken wird. Kaplan Selig hat gewiß Recht, und geht darin mit einem guten Beispiele voran, man schadet der guten Sache, wenn man den Enthusiasmus dafür zu weit treibt. Dies haben wir auch Gelegenheit gehabt, bei dem heutigen Feste zu bemerken. Der Enthusiasmus soll nun manchmal da gelten, wo der Egoismus die Hauptrolle spielt, dann schadet er noch viel mehr. Fällt ein solcher Held, durch eine anmaßende Aeußerung vom Gerüste, so wird er als Nothnagel gebraucht, wie heute in Dreibergen; so hörte ich viele sagen: »Ich wäre wohl eingetreten, allein der Hundsfott re.«

Ich glaube aber die Ammerländer brauchen sich dieses nicht zuzuziehen; ich habe keinen den Augenblick lachen sehen, sie waren nicht so enthusiastisch wie unser Held, welcher für Gott und Vaterland die Triline betrat und darauf jedey Lacher per Hundsfott begrüßte. Es war ein schlechtes Intermezzo, was zu unserer großen Freude ohne Störung vorüber ging. Laß es doch einem Jedem eine Warnung sein, daß man durch solche Annahmen nicht allein der wohlthätigen Sache, wofür so viele Männer thätig wirken, einen Hemmschuh anlegt, sondern daß auch leicht das Vergnügen von tausend Menschen dadurch gestört wird. Wer daher nicht dazu befugt ist und sich vom Egoismus und falschen Enthusiasmus zu sehr hinreißen läßt, seine Worte nicht in der Gewalt hat, der hüte sich und spreche an Volksfesten, wie das heutige, nicht zum Volke, sondern halte den Mund!

M u s i k.

Dem Verdienste seine Kronen. *)

Aristoteles sagt: »Große Fertigkeit in der Musik zum bloßen Glauben der Zuhörer zeigen, ist eine Arbeit würdig für Sklaven.« — Können wir auch nicht recht begreifen, wie dieser große vorchristliche Philosoph, den wir durch die Araber erst kennen gelernt, zu solch' einem

*) Aus dem „musikalisch-kritischen Repertorium aller neuen Erscheinungen im Gebiete der Tonkunst. Herausgegeben durch einen Verein von Künstlern, redigirt von S. Firsbach. 1844. Heft 3 und mag dieser Artikel zugleich zur Empfehlung der Zeitschrift dienen. Der Jahrgang in 12 Heften kostet 4 S.

Aussprüche gekommen, so ist es doch ganz klar, daß die nach zweitausend Jahren gemachten Erfahrungen gegenwärtig seine Behauptung aufs Vollständigste widerlegen. Man sehe unsere Virtuosen, und frage sich, ob sie mit ihrer Arbeit Sklavendienste thun?! — Ihnen, den Helden des Tages, zollt man göttliche Verehrung, wie etwa dem Dalailama, welcher bekanntlich seine für heilig gehaltenen Reliquien ganz seiner menschlichen Natur gemäß selbst fabricirt. Das haben nicht einmal unsere Virtuosen nöthig! Wir erinnern nur an die Geschichte von dem Flacon, an welchem einmal ein Solcher zum Glück eines Pommadenhändlers gerochen, welcher sofort mit seinen Niesfläschchen unter der Vignette des Virtuosen glänzende Geschäfte machte; des Streites zu geschweigen, der um Neigen in Weingläsern entstanden, aus denen der Gott getrunken hatte. — Endlich fragen wir, um es kurz zu machen, ob sich je Menschen als gewisse wohlbekannte Zugthiere vor die Wagen der Sklaven spannen, wie es schon häufig mit Virtuosen geschehen, unter denen gegenwärtig ein Köz nig (des Piano) sich befindet?!

Doch was bedarfs einer weitläufigen Widerlegung, da wir bloß das Wort *virtus* zu nennen brauchen? — *Virtus*, wovon *Virtuos* abgeleitet ist, war bekanntlich bei den Römern ziemlich gleichbedeutend mit unserm Tugend und Tapferkeit. — Wenn wir uns bei gegenwärtiger Lobrede hauptsächlich auf die Tapferkeit beziehen, so möge Niemand eine böswillige Absicht darin erblicken, daß wir so schnell wie möglich von der Tugend loszukommen suchen, obwohl sie nach dem Ermessen einiger Philosophen eine Fertigkeit im Gutherhalten ist, und als solche hier gar ausführlich zur Sprache kommen könnte, weil die Virtuosen ebenfalls die Fertigkeit gut zu handeln (d. h. gut mit der Hand umzugehen) entwickeln. Das Wort Tugend erweckt heut zu Tage zu viel moralische Magenkrämpfe, und ist so in den Verus der Philisterei gekommen, daß man in den modernen musikalischen Salons, wo die Muse der Tonkunst nicht mehr unter dem Bilde der heiligen Cäcilie, sondern unter dem einer »Phryne« oder jener, während der französischen Revolution am Tage der Absetzung Gottes im Triumph herumgetragenen Schönen verehrt wird, Anstoß nehmen möchte, es auszusprechen.

Gilt es aber der Tapferkeit, so brauchen wir nicht zu fürchten, mit dem Strome unserer Begeisterung gegen gefährliche Klippen und Engpässe anzudrängen, denn wir finden zum Glück überall weite, breite Flächen, in denen er, da es nicht gerade auf eine Ueberschwemmung abgesehen ist, sich wie der befruchtende Nyl verlaufen kann. Jedenfalls würden wir in gereimter Sprache das Lob solcher Tapferkeit singen, wüßten wir nicht, daß man im Allgemeinen das Ungereimte lieber sieht, namentlich bei vor-

liegendem Gegenstände, wo wir das zwei und einhalb-süßige Wort Genialität so häufig anwenden müßten, daß wir in der That in Verlegenheit wären, wie wir die Dactilen, als das entsprechendste Versmaß dafür, anwenden sollten. Aus diesen und noch vielen andern Gründen haben wir der Poesie hierbei entsagt, und geben »Wahrheit ohne Dichtung.«

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wink für Frauen.

Wenn eine Frau ihren Mann zu leiten sucht, so sollte das nicht so geschehen, wie wenn Jemand ein Pferd zureitet, Gebiß und Sporen gebrauchend, bald aufhaltend, bald seinen Lauf wieder ansponnend — sondern, gleich dem Seemann, der ein Schiff steuert, den Lauf desselben durch eine bloße Verührung bewirkt, während Keiner die Macht sehen kann, die seine Bewegung regiert.

(Globe.)

Kirchennachricht.

Vom 31. Mai bis 6. Juni 1844 sind in der Od. Gem.

1. Copulirt: 58) Revisor Johann Wilhelm Adolph Hüfchen und Johanne Amalie Diederike Fullmann, Oldenburg. 59) Johann Detmer Meinecke und Johanne Helene Margarethe Popphanen, Everßen. 60) Heinrich Christoph Springer und Charlotte Magdalene Sophie Meyer geb. Ashauer, Everßen.

2. Getraut: 161) Emmerich Ernst Stüdel, Oldenburg. 165) Carl Friedrich Wilhelm Fuhrten, vor dem Heil. Geistthore. 166) Johann Schwarting, Eghorn. 167) Johann Gerhard Brand, Donnersthuwe. 168) Johann Gerhard Heinrich Potting, Oldenburg. 169) Alert Diederich Blohm, Wahnbeck. 170 u. 171) Elise Catharine und Johanne Friederike Rippen, Zwillinge, Everßen. 172) Gesche Helene Kramer, Eghorn. 173) Marie Caroline Henriette Jäger, Oldenburg. 174) Ein uneheliches Mädchen.

3. Beerdigt: 119) Johann Hermann Lammers, 21. J., Oldenburg. 120) Arend Bartemeper, 44 J., Oldenburg. 121) Hermann Hinrich Burhop, 15 J. 8 M., Dfenersfeld.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 9. Juni.

Vorm. (Auf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Auf. 9½ Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Nachm. (Auf. 2 Uhr) Herr Kirchenth Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Zehnter Jahrgang.

N^o 24.

Sonnabend, den 15. Juni.

1844.

Die Gräfin von Sainte-Anille.

(Aus dem Französischen.)

(Schluß.)

Nachdem die Familie Dupin das Schicksal ihrer Hausgenossin hinlänglich beklagt hatte, dachte sie auch endlich an den Betrag ihres Conto's. Ja, hätten sie nicht die Diamanten gehabt, so wären sie besorgt geworden, aber »wir sind gedeckt!« sagten einstimmig Mann und Frau; »das Schmuckkästchen ist seine 400,000 Franken werth und damit kann Alles bezahlt werden, mit Zinsen und Kosten; denn das versteht sich: wer sie haben will, muß sich gehörig legitimiren und dann zahlen was recht ist.«

Man erwartete nun die Zurückkunft des Intendanten und des Sohns; eine Stunde ging nach der andern hin. Auch der Tag ging hin und die Nacht trat ein. Die Domestiken der Gräfin wurden unruhig und kamen jeden Augenblick hinunter zur Familie des Hausherrn. Diese wußten sich die Sache gar nicht zu erklären; bald meinte man, dem Sohne müßte der Wagen gebrochen sein, bald die Gräfin habe den Intendanten bis Lyon mitgenommen.

»Wir sind übrigens gedeckt!« hieß es wieder.

»Seid ruhig,« sagte man den Leuten, »im Nothfall können wir Euch zu Eurem rückständigen Lohn verhelfen.«

Das sagte Hr. Dupin in seiner Gutmüthigkeit; seine Frau meinte, das wäre nicht nöthig gewesen.

Um zehn Uhr wurde geklopft, gerade wie am Abend

vorher. Diesmal wars nur ein Bote; er gab einen Brief an den Hausmeister ab und entfernte sich. Der Hausmeister eilte zum Herrn: »Ein Brief an Hrn. Dupin, ein Brief von der Gräfin!«

Alles war voll Freude. »Das dachte ich wohl! — Eine so vornehme Dame! — Nun laßt sehen, was sie schreibt.«

Drei Wappensiegel verschlossen den Brief; sie wurden eilig und doch vorsichtig geöffnet. Man las wie folgt:

»Herr Dupin! Hätten Sie die beinahe 100,000 Francs, die ich erhalten habe, in den Bureau des Ministerii des königlichen Hauses mit Umsicht angewandt, so möchten sie wohl hingereicht haben, Ihrem Schwiegervater den Orden, und Ihnen die Rathsherrnstelle zu verschaffen. Da Sie aber so gut gewesen sind, sie mir zu gönnen, so will ich Ihnen wenigstens einen guten Rath dafür geben. Trauen Sie nie den vornehmen Damen, die sich bei Ihnen einlogiren, um bei Ihnen Waaren auszunehmen, und machen Sie sich keine Unkosten, meine Tochter aufzusuchen, die noch in keinem Kloster gewesen, oder meinen Sohn, der statt aus Spanien zu kommen, dahin abgegangen, oder meinen Intendanten, den pfliffigen Burschen, der mich nach England begleitet. Leben Sie wohl! Sie haben wohl die Güte, meine Leute abzulohnen. Da Sie dieselben für mich angenommen, so werden sie auch wegen ihres Lohns an Sie sich halten können. Dazu wird das Schmuckkästchen wohl ausreichen. Zwar sind die Sachen darin für 280 Franken gekauft; aber Sie wissen die Kaufleute sind alle Juden. Wenn Sie's

